

Helmut Fink /
Rainer Rosenzweig (Hrsg.)

Das Tier im Menschen


Triebe, Reize, Reaktionen

mentis
MÜNSTER

Einbandabbildung: Shutterstock/Doglikehorse; Shutterstock/Eric Isselee;
Composing: Alexander Paul

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier  ISO 9706

© 2013 mentis Verlag GmbH
Eisenbahnstraße 11, 48143 Münster, Germany
www.mentis.de

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind
urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zulässigen
Fällen ist ohne vorherige Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Printed in Germany
Einbandgestaltung: Alexander Paul/ProSell
Druck: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten
ISBN 978-3-89785-837-4

Helmut Fink

Einleitung: Tierisches, Allzutierisches?!

Der Mensch, so meinen manche, sei letztlich auch nur ein Tier. Seine Stärken, vor allem aber seine Schwächen, ließen sich nur im kontinuierlichen Spektrum der Lebensformen auf der Erde angemessen verstehen und richtig einordnen. Von einer Sonderstellung des Menschen könne dabei keine Rede sein, wohl aber von einer allzu langen und nun allmählich zu Ende gehenden Geschichte kultureller Hybris, die die reale Stellung des Menschen inmitten der Natur immer wieder verdrängt, verdreht und zur Herrscherrolle überhöht hat.

Der Mensch, so sehen es andere, werde erst dort ganz Mensch, wo er sich von animalischen Affekten und tierischen Trieben befreit und seiner eigenen Einsicht folgt, einer Einsicht, zu der kein anderes Wesen auf Erden fähig ist, beruhend auf logischem Denken, symbolischen Formen und sprachlichem Ausdruck. Vom Menschen als Tier könne keine Rede sein, liege der Kern seiner Identität doch in Vernunft und Gewissen, in Kultur und Religion, mithin in der geistigen Sphäre und nicht im biologischen Substrat.

Das Verhältnis des Menschen zum Tier ist wieder ein Thema – oder war es immer –, doch ändern sich die Voraussetzungen unseres Wissens und damit die Stoßrichtung unseres Fragens. Alte Mythen werden entlarvt und religiöse Rollenzuweisungen verlieren an Glaubwürdigkeit. Ein neues, ein aufgeklärtes Selbstverständnis wächst heran. Aus Kindern Gottes sind Kinder des Weltalls geworden. In der Frage nach Mensch und Tier fällt Objektivität indes besonders schwer. Denn es geht nicht nur um Tierbilder. Es geht um ein zeitgemäßes Menschenbild. Es geht um uns.

Durch den wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt seit dem Mittelalter hat eine erzwungene Abkehr von Einzigartigkeitsgefühl und Mittelpunktswahn stattgefunden. Manche Autoren deuten diese schrittweise Auflösung von Illusionen als Abfolge von

Kränkungen. Zweifellos kann besseres Wissen ernüchternd sein. Umso drängender wird dann die Aufgabe, ein neues, kohärentes Selbstbild zu entwerfen, das mit dem erreichten Kenntnisstand verträglich ist.

Dieses Selbstbild enthält neben prüfbareren Fakten immer auch Bewertungen und Erwartungen, über die man sich zwar mit Gründen streiten kann, die aber dennoch keiner für alle verbindlichen, zwingenden Entscheidung zugeführt werden können. Denn in der philosophischen Verarbeitung wissenschaftlichen Wissens verbleibt immer ein Freiraum für andere Gewichtungen, andere Einordnungen, andere Bezüge und andere Konzepte. In Bezug auf ein evolutionsbiologisch, genetisch, neurowissenschaftlich und psychologisch informiertes und daher zeitgemäßes Menschenbild lässt sich dieser Freiraum besonders markant aufzeigen anhand der Begriffspaare Natur – Kultur, Natur – Technik, Natürlichkeit – Künstlichkeit, Emotionalität – Rationalität, Animalität – Humanität.

So kann man – wie oben bereits angedeutet – das spezifische Menschliche in unseren *kulturellen* Leistungen erblicken, die uns aus den reflexhaften und triebgesteuerten Verhaltensabläufen der »bloßen« Natur herausheben und uns neue, geistige Welten erschließen. Oft steht dabei die Abgrenzung zum Tierreich im Vordergrund. Man kann jedoch genauso gut die Kulturfähigkeit und Kulturbedürftigkeit des Menschen zu seiner *Natur* zählen. Dann wird die naturgegebene Gemeinsamkeit und Verbundenheit von Mensch und Tier höhere Aufmerksamkeit erfahren.

Ausgehend vom Werkzeuggebrauch kann die Entwicklung der *Technik* dem Menschenbild einen besonderen Akzent verleihen. Den Menschen zeichnet die vielfältige Fähigkeit zur zweckgerichteten Umgestaltung seiner Lebenswelt aus, bis hin zur modernen Hochtechnologie. Werden jedoch die technischen Produkte des Menschen als in ihrer Leistungsfähigkeit ihm selbst überlegen betrachtet, so ist die menschliche Selbstachtung bedroht: Man wird dann wieder eher auf die *natürliche* Ausstattung des Menschen zurückkommen.

So wird die kühle Anmutung maschineller Intelligenz bei Computern und Robotern gerne mit der Intuition, Kreativität und Spontaneität ihrer menschlichen Nutzer kontrastiert. *Natürlichkeit* wird

dann zum Wert – und plötzlich stellt die Nähe zum Tierreich keinen peinlichen Makel, sondern einen rettenden Rückhalt dar. Das *Künstliche* ist eben nicht das Wahre, so meint man.

Lange Zeit galt logisches Denken und *Rationalität* als Inbegriff menschlicher Geistestätigkeit und als Kernstück menschlicher Überlegenheit. Doch auch hier wird die Bewertung schwankend: Ist der Lebensvollzug nicht gerade durch Erlebnisqualitäten jenseits bloßer Verrechnung geprägt, und erfordert nicht jedes lebensnahe Urteil ein hohes Maß an Einfühlungsvermögen? Ist der Verstand ohne Gefühl überhaupt »einsatzfähig«? Im Menschenbild wird seit einiger Zeit eine Verschiebung der Gewichte zur *Emotionalität* hin populär – und wieder verändert sich damit auch der Blick auf Tiere.

Besonders deutlich wird die Abgrenzung zum Tier in der Bezeichnung niederer Triebe und basaler Bedürfnisse als *animalisch*. Denn erst die höheren Schichten unserer Psyche zeichnen uns aus und machen uns *human*. Fallen sie aus, droht der Rückfall ins Tierreich, eben ins Animalische. Und doch macht es für die Beurteilung des menschlichen Wesens einen Unterschied, ob seine aus dem Tierreich stammende natürliche Ausstattung als zu zähmende, in uns schlummernde Bedrohung oder als unverzichtbare Anlage zu Weltoffenheit, Anpassungsfähigkeit und Sozialverhalten gedeutet wird.

Bildung, Kultur und Humanität gehören nicht nur zum Ist-Zustand des Menschen, sondern insbesondere auch zu seinem Soll-Zustand. Ein umfassendes Menschenbild kommt ohne normative Komponenten nicht aus. Die naturwissenschaftliche Forschung bietet hierfür zwar wichtige Ankerpunkte, sie kann jedoch den Diskurs über Werte und Ziele, über Weltanschauungen und Idealvorstellungen nicht ersetzen. Im vorliegenden Buch sind folglich nicht nur naturwissenschaftliche, sondern auch philosophische Beiträge versammelt.

Die Verhältnisbestimmung von Mensch und Tier erfolgt nicht nur im Hinblick auf den Menschen, sondern auch im Hinblick auf die Tiere. Wie beim Selbstbild des Menschen, so gibt es auch bei seinem »Tierbild« Freiräume der Bewertung: Tiere können neutral als biologische Verwandte und ökologische Mitspieler betrachtet werden, sie können aber auch zum »Mitgeschöpf« erhoben, als

Symbolfiguren idealisiert, naturromantisch verklärt oder als Träger niederer Wesenszüge verachtet werden. Der Umgang des Menschen mit den Tieren hängt nicht selten von solchen kulturellen Einordnungen ab.

Aktuelle Debatten über Tierschutz, über Zootierhaltung und Tierversuche, über Vegetarismus und Veganismus, über Tierrechte und deren ethische Rechtfertigung zeigen die Relevanz gesellschaftlicher Verständigung über Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Reich des Lebendigen. Diese Verständigung muss und wird weitergehen – und sie wird auch in Zukunft Einfluss auf unser Menschenbild haben. Die Beiträge dieses Buches führen die Vielfalt der Überlegungen exemplarisch vor, die für eine solche Verständigung aus den Wissenschaften bereitgestellt werden.

Den Anfang macht der Primatologe *Volker Sommer*. Er sieht den auf Descartes zurückgehenden scharfen Dualismus zwischen Geist und Materie einerseits und zwischen Mensch und Tier andererseits in zunehmender Aufweichung begriffen und plädiert für die Einbeziehung der Menschenaffen in die »Gemeinschaft der Gleichen«. Er erläutert die generellen Abgrenzungsschwierigkeiten biologischer Spezieskonzepte und vertritt eine gradualistische Auffassung. Früher als typisch menschlich erachtete Leistungen wie Werkzeuggebrauch und Kulturfähigkeit im Sinne sozial erlernter Verhaltensunterschiede zeigen sich auch bei Menschenaffen.

Der Biologiehistoriker *Thomas Junker* hinterfragt den Umgang des Menschen mit seiner genetischen Ausstattung. Die Hoffnung auf deren Verbesserung wird durch erweiterte Kenntnisse und technische Beherrschbarkeit genährt. Die neuen Wunscheigenschaften entspringen jedoch Bedürfnissen, die ihrerseits in genetischen Programmen angelegt sind. So haben etwa Moral- und Gerechtigkeitsvorstellungen ihre Wurzeln in sozialen Instinkten. Die Bevorzugung familiärer Kleingruppen könnte sich in der Anonymität moderner Gesellschaften zwar als Fehlanpassung erweisen. Das Beispiel der Zivilisationskrankheiten legt allerdings nahe, statt der Gene eher die Lebensweise zu ändern.

Die Neuropsychologin *Ulrike Krämer* fasst psychologische, genetische und neurobiologische Befunde zur menschlichen Aggres-

sion zusammen. Ausgehend von der Unterscheidung zwischen instrumenteller und impulsiver Aggression spannt sich der Bogen von der Entdeckung eines »Risiko-Gens« über die Angabe neuronaler Korrelate für Aggression und Aggressionskontrolle bis zur Schilderung von Laborstudien zur Untersuchung der Kontrollmechanismen für Aggression. Dabei wurde die neuronale Reaktion von Probanden auf Provokationen vermessen.

Der Neurobiologe *Stefan Treue* erläutert die Rolle der Aufmerksamkeit bei Wahrnehmungsleistungen. Der Selektionsdruck auf schnelle, angemessene Reaktionen hat bei Tier und Mensch zur Ausbildung sehr leistungsfähiger Sinnessysteme geführt. Die Flut sensorischer Daten erfordert jedoch eine Konzentration der Verarbeitungsressourcen auf die wesentlichen, d. h. die überlebensdienlichen und verhaltensrelevanten Aspekte. So wird zwar kein physikalisch parametertreues oder gar vollständiges inneres Abbild der äußeren Realität erzeugt, aber die neuronalen Verarbeitungsmechanismen liefern eine hinreichend gute interne Repräsentation der jeweiligen Umwelt.

Der Beitrag von *Elisabeth Scheiner* und *Julia Fischer* liefert einen gründlichen Überblick über den aktuellen Forschungsstand zum Gefühlsausdruck in der Stimme bei Menschen und anderen Säugetieren. Der nichtsprachliche Ausdruck von Gefühlen durch Lautäußerungen erweist sich als evolutionäres Erbe, wie Untersuchungen des Verhaltens von Tieren und Studien mit normal hörenden und hörgeschädigten Kleinkindern zeigen. Hörerfahrung scheint für die Entwicklung der typischen Ausdrucksmuster nicht erforderlich zu sein, erst im Aufbau von Lautfolgen zeigt sich auditorisches Lernen. Bei Erwachsenen beeinflusst auch der kulturelle Hintergrund den Gefühlsausdruck und die Gefühlswahrnehmung.

Der Mediziner *Achim Peters* erklärt Übergewicht und Typ-2-Diabetes mit der Rolle des Gehirns bei der Nahrungsanforderung und Nahrungsverwertung. Die »Selfish-Brain-Theorie« sieht das Gehirn als das zentrale Organ im Energiestoffwechsel an und identifiziert einen Stau in der Lieferkette als Ursache der unerwünschten Energieakkumulation im Körper. Angeborene Unterschiede in der Stressreaktion führen zu unterschiedlichen Krankheitsbildern. Die Korrelation zwischen Körpergewicht und